



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Missionär in Indien. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Missionär in Indien.

Erinnerungen aus dem Leben eines ostindischen Missionärs. Halle, Verlag von Julius Fricke. 1865. 470 S. 8.

1.

Die Missionen im Allgemeinen. — Einrichtung und Haushalt des Missionärs in Bengalen. — Die Wirksamkeit des Padi durch Predigt und Schule. — Mißgriffe und Mißerfolge.

Daß die Erfolge der Missionsarbeit dem auf sie verwendeten Eifer und den für sie verausgabten verhältnißmäßig sehr bedeutenden Geldmitteln im Allgemeinen nichts weniger als entsprechen, ist eine Thatsache, welche unter Unbefangenen nirgends in Abrede gestellt wird. Man hat berechnet, daß jeder der Fische, welche im Laufe der letzten Jahrzehnte mit dem Netz Petri gefangen wurden, der Fischereigesellschaft, alle Spesen zusammengerechnet, ungefähr tausend Pfund Sterling zu stehen kommt, und wir wollten zugeben, daß dies wohlfeil erworben hieße, wenn man nicht außerdem wüßte, daß die Mehrzahl dieser Fische — wir sagen das ungern, aber Wahrheit darf nicht Gewalt leiden — faule Fische sind.

Wahr, daß gewisse Nebenbranchen der Societät besser rentirt haben; was ihr als Hauptsache gilt, will wenig ins Gewicht fallen. Nicht zu läugnen, daß manche von den Heidenboten der katholischen wie der protestantischen Kirche der geographischen Wissenschaft sehr dankenswerthe Dienste geleistet haben. Abgesehen von früheren Beispielen der Art, sei nur an Huc und Gabet, die uns Tibet und dessen Nachbarländer durchforschten, an Krapf und Nebmann, die den ostafrikanischen Gletscherberg Kilimandschero entdeckten, und an Livingstone erinnert, dessen kühne Züge durch bisher völlig unbekannte Gebiete Südafrikas der Erdkunde wichtige neue Kenntniß gewannen. Gewiß ferner, daß manche Missionäre der französischen und der englischen Politik und dem Handel (böse Menschen behaupten, die Bekleidung der Wilden sei den englischen Förderern der Mission mehr Herzenssache als deren Bekehrung) als Kundschafter, Pfadfinder und Agenten von erheblichem Nutzen gewesen sind. Sodann soll nicht verschwiegen bleiben, daß hier und da unter den eigentlichen Wilden durch Vermittelung der Missionsgesellschaften ein Keim der Kultur in den Boden gesenkt, auf Abschaffung von Mißbräuchen hingewirkt, ein Asyl für Flüchtlinge vor unmenschlicher Sitte gegründet wurde; Missionäre hauptsächlich arbeiten in den verschiedensten Strichen des dritten Welttheils dem Sklavenhandel entgegen, und Missionären vorzüglich dankt Abeokuta, die große Zufluchtsstätte an den

Grenzen des bluttriefenden Wydah, seine Stärke und Bedeutung.*) Endlich hat die Thätigkeit der Missionsgesellschaften allerdings auch bisweilen Resultate aufzuweisen gehabt, die eine Zeit lang wie mächtige Eroberungen für die Civilisation erschienen: die Christianisirung eines beträchtlichen Theils der Südseeinseln und die Taufe der Neuseeländer zum Beispiel. Aber wie den Unterthanen der Königin Pomare und ihrer Nachbarn mit dieser Metamorphose gedient worden ist, weiß die Welt jetzt zur Genüge, und der rasche und fast allgemeine Rückfall der Maoris in die alte wüste Menschenfresserei und den grauenvollen Aberglauben der Väter ist ebenfalls kein erbauliches Zeugniß für den Werth der auf ihre Bekehrung gerichteten Bemühungen.

Wir untersuchen die Gründe des geringen Erfolgs der Missionen unter den Wilden hier nicht näher. Sie laufen im Wesentlichen, soweit sie auf Seiten der Missionäre zu suchen sind, auf einen Fehler der Methode hinaus, mit der man verfährt. Man führt gewissermaßen ein Seitenstück zu dem Thun jener wohlthätigen englischen Misses auf, die für die armen Negerkinder im heißen Südafrika wollene Strümpfe strickten. Statt den braunen oder schwarzen Naturmenschen zunächst mit den Vortheilen bekannt zu machen, welche europäische Cultur, den Verhältnissen seiner Heimath angepaßt, dem materiellen Befinden gewährt, und dann mit dem allen Menschenherzen mehr oder minder verständlichen Gebot der Liebe die Predigt des Evangeliums zu beginnen, fängt man in der Regel — die Missionsberichte aller Gesellschaften bezeugen es — mit dem an, was vielleicht der dritten Generation und auch dieser noch mit Vorsicht und möglichst einfach vorzutragen wäre, mit den Dogmen von der Sünde, der Menschwerdung und Versöhnung, Dingen, für welche die Sprachen, in denen man zu reden hat, erst wohl oder übel gezwungen werden müssen, einigermaßen adäquate Ausdrücke herzugeben. Die Folge ist, daß man, wenn es recht gut gelingt, einige Tausen für das Register erzielt, in seltenen Fällen aber Bekehrungen, in noch selteneren Beglückungen.

Unter den alten Culturvölkern des Morgenlandes fällt die zuletzt erwähnte Schwierigkeit bis zu einem gewissen Grade weg. Dafür aber treten andere auf. Welche, wird das weiterhin Folgende zeigen. An dieser Stelle genüge, daß die katholische Kirche mit ihrer Sinnlichkeit, ihrem magischen Cultus, ihrer dem Heidenthum nahestehenden Heiligenverehrung und mit der Accommodationspolitik der Jesuiten, welche die Mission vorzüglich in die Hände nahmen, hier an einigen Punkten der Heidenwelt außerordentliche Triumphe feierte, wie sie denn einst viele Tausende der intelligenten Bevölkerung von Japan das Kreuz und die Mutter Gottes verehren lehrte und sich ein Vierteljahrhundert hindurch am Hofe der Mantshukaiser von Peking in Gunst behauptete; daß aber alle

*) Besonders Deutsche, z. B. Gollmer, Schön und Hinderer zeichneten sich hier aus.

diese Eroberungen in kurzer Zeit spurlos verschwanden, als die Reaction des eingebornen Wesens gegen die Eindringlinge ernstlich zu wirken begann. Unter Muhammedanern haben die Missionäre niemals Kennenswerthes geleistet und kaum viel mehr unter den Hindus, obwohl ihnen hier die Staatsgewalt nicht mit dem Schwert die Arbeit verbot, sondern sie im Gegentheil nach Kräften zu unterstützen bestrebt war.

Das obengenannte Buch giebt darüber, namentlich wenn man zwischen den Zeilen zu lesen versteht, hinreichende Auskunft, und wer es mit dem rechten Verstande durchgegangen hat, wird künftig seinen Missionsthaler lieber im Lande bleiben und für einen andern Zweck, etwa für den des Gustav-Adolf-Vereins, Zinsen werben lassen. Der anonyme Verfasser war sieben Jahre hindurch mit andern deutschen Glaubensboten in der Gegend von Benares für Ausbreitung des Christenthums thätig, er war nicht ungeschickt, er scheint sich haben sauer werden zu lassen, und als er abgerufen wurde, mußte er sich sagen, daß er umsonst gearbeitet. Was er über Charakter, Sitte und Religion des Volkes mittheilt, übergehen wir als größtentheils bekannt. Dagegen lassen wir uns von ihm schildern, wie ein Missionär unter den Hindus sich einrichtet, wie er seine Sendung versteht und zu erfüllen sucht, und was er den Hindernissen gegenüber, die ihm Religion, Denkart und Brauch der Eingebornen in den Weg stellen, gewöhnlich vor sich bringt. Wenn wir grade seinen Bericht aus vielen andern herausgreifen, so geschieht es, weil er Sinn für das Detail hat, und weil er anschaulich zu beschreiben und gut zu erzählen versteht, mit welcher Anerkennung wir die Schrift denen, die mehr zu erfahren wünschen, als wir geben können, bestens empfohlen haben wollen.

Unser Missionär hatte sich anfangs dem Kaufmannsstande gewidmet. Aber schon seit seiner Kindheit „hatte der Herr sich an seinem Herzen nicht unbezeugt gelassen und ihn stets in der Zucht seines Geistes erhalten“. Allmählig gelangte er „durch den Gebrauch der Gnadenmittel zum seligen Bewußtsein der Gotteskindschaft“, und sobald ihm klar geworden, daß er „aus Gnaden durch den Glauben an Jesum Christum mit Gott versöhnt sei und durch sein auch für ihn vergossenes Blut Vergebung der Sünden habe“, regte sich in ihm von Tage zu Tage lebhafter der Wunsch, „den Segen, den er an seinem eignen Herzen erfahren, auch den armen Heiden mitzutheilen“. Diese fromme Sehnsucht — und vielleicht auch ein wenig profaner Wandertrieb — führte ihn endlich, über den Widerspruch seiner Angehörigen hinweg, 1836 in das berliner Missionshaus und im April 1842 mit zwei andern Zöglingen dieser Anstalt auf den Weg nach Ostindien. Hier hielt er sich zunächst ein Vierteljahr in Kalkutta auf, dann begab er sich mit den beiden „Brüdern“ zur Begründung einer Missionsstation im Innern nach Benares. Von hier wieder wurde zuvörderst ein Ausflug nach Tschuprah gemacht, wo unser Apostel sich zuerst mit der Sprache, in

der er zu wirken gedachte, zu beschäftigen begann, von welcher er, wie es scheint, nicht die mindeste Kenntniß mit ins Land gebracht hatte. Dann zogen die drei „Missionsgeschwister“ nach der Stadt Ghazipur, um dort ihre Station einzurichten, da ihnen das dortige Volk in Benares „als ein solches geschildert worden war, welches mehr als anderwärts geneigt sei, Gottes Wort anzuhören“. Was das besagen wollte, werden wir später sehen und dabei erfahren, daß auch dieses größere Maß von Geneigtheit mikroskopisch kleine Dimensionen hatte. Vorher kehren wir nach Eschuprah um, wo unser Berichtstatter sich mit der Landessprache und mit der Predigtweise der ältern Herren Missionäre bekannt machte.

Der Heidenbote in Ostindien hat zwei Idiome zu erlernen, das Hindui, welches eine Tochtersprache des Sanskrit ist und von den Hindus gesprochen wird, und das Urdu, ein Gemisch des Hindui mit persischen und arabischen Elementen, dessen sich die Muhammedaner bedienen. Jenes vermittelt ihm ein Pandit, d. h. ein gelehrter Brahmane, dieses ein Munschi, d. h. ein muhammedanischer Sprachlehrer. Die Grammatik muß er für sich treiben; denn von jenen beiden Afiaten lernt er nur die richtige Aussprache und, durch Versuche, mit ihnen zu conversiren, eine Anzahl von Wörtern und Redensarten. Anfänglich geht es natürlich sehr mangelhaft mit dem Verstehen und noch mangelhafter mit dem Selbstsprechen. Allmählig indeß bekommt unser Schüler ein Ohr für die fremden Klänge, dann vermag er einigermaßen Antwort auf die an ihn gerichteten Fragen zu geben, zuletzt versucht er sich im Missionshause mit dem Lehrer und andern Hindus in kleinen Gesprächen über Religion, und zugleich begleitet er die Missionäre auf den Bazar zur Predigt, oder auf eine Mela (Jahrmart), um ihr Verfahren bei der Befehrungsarbeit zu beobachten. So machte sich auch mit unserm Freunde! Nach etwa acht Monaten ist er so weit fortgeschritten, daß er auf eignen Füßen stehen zu können meint. Doch gehen die ersten öffentlichen Versuche apostolischer Wirksamkeit nicht ohne große Verlegenheiten ab.

„Am Anfang meines Auftretens als Verkünder des Evangeliums kam es öfters vor, daß ich nicht im Stande war, alles, was die Heiden sagten, zu verstehen und mich aus den versänglichen Fragen, welche die Brahmanen an mich richteten, herauszuwinden. In diesem Falle wurde ich von einem ältern Missionär, der darin Gewandtheit und Erfahrung hatte, unterstützt. Nicht selten ereignete es sich, daß, wenn ich in der ersten Zeit meiner Thätigkeit eine ganze Weile gesprochen und die Heiden dem Anschein nach aufmerksam zugehört hatten, einer der Zuhörer zu mir sagte: „Ham angrezi nahin bolte“, d. h. ich spreche nicht englisch. Dies ist sehr niederschlagend, da man sich bewußt ist, Fleiß und Mühe auf die Erlernung der Sprache verwandt zu haben. Der angehende Missionär giebt aber zu solchen Aeußerungen durch zweierlei Veran-

lassung: 1) weil der Aussprache in der ersten Zeit noch Unvollkommenheiten ankleben; denn das Wort hat oft eine ganz andere Bedeutung, wenn man den Vocal lang oder kurz, den Consonanten hart oder weich ausspricht; 2) weil der Orientale in Bildern und Gleichnissen zu sprechen liebt, was der Missionär nicht gewöhnt ist. Die älteren Herren aus den Missionen wissen dies. Es wird ihnen deshalb, wenn sie die Rede ihres jüngern Mitarbeiters zu verdeutlichen suchen, von den Hindus auch das Lob zu Theil: „Dih saf bolta hai“, d. h. dieser spricht rein“.

In Ghazipur richtete man sich mit der Bequemlichkeit ein, die unter den modernen Nachfolgern des heiligen Paulus, namentlich unter den im Orient wirkenden üblich und bis zu einem gewissen Grade auch unumgänglich ist. Sehen wir auch hier unserm Missionär einmal in die Wirthschaft. Er miethet mit den Collegen ein europäisch eingerichtetes Haus vor der Stadt, um nicht von dem Rauch der letzteren belästigt zu werden. Dasselbe ist einstöckig und mit Stroh gedeckt, sowie ringsherum mit einer von Säulen getragenen Veranda versehen, in der die Bewohner am Morgen und Abend verweilen. Die Zimmer, unter denen Räume zum Baden und Stuben für einsprechende Fremde nicht fehlen, sind hoch und geräumig und an der Decke mit dem Pankha, einem großen, mit weißem Kattun beschlagenen und unten mit einer Kattunfalbel besetzten Fächer versehen, der, von einem Diener in der Veranda fortwährend an einer Leine gezogen, die Hitze zu mildern bestimmt ist. Ein anderes Mittel gegen die Hitze, welches namentlich in der Zeit, wo die heißen Winde wehen, viel gebraucht wird, sind die Tattis, Vorseher oder Schirme von Bambusstäben, die so groß wie eine Thür und mit langen, wohlriechenden Graswurzeln zwei Finger dick belegt sind. Der Schirm wird an eine geöffnete Thür gestellt und tüchtig mit Wasser begossen, welches dann rasch verdunstet und dadurch die Zimmer kühl macht. Möbel hat man nur wenige, und damit man beim Hereintreten gleich alles übersehen kann, was des häufig in das Haus hineinschleichenden giftigen Gewürms wegen nöthig ist, stehen Tische, Sophas und Bettstellen mitten in den Zimmern. Die Decke der letzteren ist nichts als ein Stück Baumwollenzug, welches von Wand zu Wand gespannt und weiß angestrichen ist, der Fußboden, der weißen Ameisen wegen, welche alles Holzwerk zerstören, nicht gediebt, sondern von Mörtel und Stein gemacht und mit feinen Matten und Teppichen belegt. Die Fenster haben Jalousien, die zahlreichen Thüren des Hauses stehen, des nothwendigen Luftzugs halber, stets offen und sind nur mit einer hübschen Gardine oder einem niedrigen Schirm geschlossen. Vor dem Hause befindet sich ein Garten mit Rasenplätzen, durch welchen mit wilder Myrthe eingefasste Wege führen, und eine Anzahl von Nebengebäuden, Küche, Pferdestall, Vorrathskammer und Dienerwohnungen. Das ganze Gehöft schließt ein hoher dichter Kaktuszaun ein. Im Garten giebt's allerlei Gemüse: Blu-

menkohl, Melonen, Yamswurzeln, süße Zwiebeln, Salat und Erbsen, ferner Obstbäume, wie Bananen, Orangen, Feigen, Pfirsiche, Lulats, den gelben Pflaumen ähnlich, Aprikosen und Bombay-Mangos, die eine gelbgrüne, bis zu einem Pfund schwere und im Geschmack den Duft der Ananas mit dem der Apfelsine vereinigende Frucht tragen. Die indischen Blumen sind nicht mannigfaltig und haben selten einen Geruch, doch gedeihen Myrthe, Rose, Oleander und Balsamine sehr wohl.

Man steht sehr früh vor Sonnenaufgang auf, um seine Geschäfte außer Hause zu besorgen. Gegen vier Uhr geht man aus, um neun Uhr ist man wieder zurück, um die Wohnung vor Abend nicht wieder zu verlassen, da es nach Tagwerden unerträglich heiß wird. Um neun Uhr wird das erste Mal, um ein Uhr das zweite Mal gefrühstückt, um fünf Uhr findet die Hauptmahlzeit statt.

Jeder Europäer von Rang braucht viele Diener, und so auch der Missionär, doch, wie unsere Schrift meint, nicht um zu prunken, sondern „weil es die Umstände, das heiße Klima und das Kastenwesen der Hindus erfordern“. Alle Diener, die man hat, gehören verschiedenen Kasten an, und keiner derselben darf eine andere Arbeit als die seiner Kaste gebührende verrichten, ohne letztere zu verlieren, auch kann der Missionär bei der großen Hitze, die im Sommer 30 bis 40 Grad im Freien erreicht, „seiner Frau nicht zumuthen, sich häuslichen Arbeiten wie dem Kochen oder Waschen zu unterziehen“. So hält man sich denn einen Koch, einen Wasserträger, einen Ausseger, einen „Bearer“ (Portier und Bote), einen Wäscher, einen Nachtwächter und einen oder zwei Pankhazieher. Letztere sind durchaus nöthig; denn der große Fächer, den sie bewegen, und unter dessen Kühlung man bei Tage arbeitet, bei Nacht schläft, ist in Indien ebenso Bedürfnis wie in kalten Ländern der Ofen. Sobald der Pankha still steht, bricht der Schweiß aus allen Poren hervor. Ein anderes nothwendiges Stück Hausrath, auch für den Missionär, ist ein Palankin oder ein Wagen, weil man nur in diesen auch am hellen Tage ohne Gefahr vor Gehirnentzündung oder Sonnenstich von einem Ort zum andern gelangen kann. Zum Palankin aber gehören Träger, zum Wagen ein Pferdeknecht und ein Grassstecher, und so bedarf denn auch der Missionär, wie sehr er sich einschränke, in der heißen Jahreszeit, April, Mai und Juni, allermindestens 10 bis 11, in der kalten 8 bis 9 Diener.

Niemand geht in jener Periode des Jahres ohne die größte Noth bei Tage aus; muß es geschehen, so bedeckt man den Kopf mit einem Hut von indischem Kork, der mit Kattun oder Seide bezogen ist, zieht leichte, meist weiße Kleidung an und spannt einen starken Regenschirm über sich aus, der einen weißen Ueberzug hat. Reisen werden dann nur des Nachts unternommen, aber auch dann ist die Luft meist noch sehr schwül. Selbst die Thierwelt sinkt vor

Ermattung auf der Straße nieder, und man ist in Gefahr, auf derselben Röhre und Kälber zu überfahren, weil es schwer hält, sie aufzuscheuchen. Der Hund bleibt gelassen liegen und sieht sich nur ein wenig um, daß das Wagenrad ihm nicht über den Schwanz geht. Die Büffel stürzen sich in Flüsse und Lämpel, aus denen nur ihre Köpfe noch hervorsehen. Die Papageien in den Gärten und andere Vögel flattern schwerfällig von Ort zu Ort. Die Blätter hängen schlaff an den Zweigen. Ringsum, soweit man sieht, ist das Gras versengt und verdorrt. Alles seufzt unter dem flimmernden Sonnenbrande der Regenzeit entgegen.

Diese tritt im Juli ein und endet um die Mitte des September. Ehe die ersten Tropfen fallen, ziehen die Wolken oft wochenlang vom bengalischen Meerbusen nach dem Himalaya hinauf, wo sie sich in dichten Massen lagern. Nordwestwinde führen sie zurück. Gewaltige Stürme brausen, oft zerstörend, über das Land, Gewitter donnern und blitzen, bisweilen volle vierundzwanzig Stunden ununterbrochen, und starke Güsse rauschen hernieder. Das Land verjüngt sich: die Wiesen ergrünen von Neuem, der Ackermann bestellt sein Land, Stauden und Zweige richten sich auf, Tausende von Fröschen erheben betäubendes Geschrei, die Flüsse füllen sich und überschwemmen das Uferland meilenweit. Mensch und Thier freuen sich ihres Lebens. Doch hat die Regenzeit auch ihre Unannehmlichkeiten. Die Dächer werden erweicht, und nicht selten geschieht es, daß ein Stück der Stubendecke mit einem großen Wasserguß ins Zimmer stürzt. Die Fliegen und Mücken werden noch lästiger als gewöhnlich. Eidechsen laufen an den Wänden herum und fallen bisweilen plötzlich auf Tische und Betten. Schwärme von fliegenden Ameisen erscheinen des Abends, und mitunter erschreckt und bedroht sogar die furchtbare Cobra di Capello die Bewohner des Hauses durch ihr Eindringen. Alle Kleidungsstücke endlich werden in der Regenzeit eng, und die Stahlsachen beginnen sich mit Rost zu überziehen. Nur die kalte Zeit ist ohne Uebelstände, und so sehnt sich der Europäer nach den vier Monaten derselben wie nach dem Paradiese. Der eifrige Missionär aber benützt sie zu weiteren Ausflügen für seine Zwecke. Sie ist die einzige Zeit im Jahre, wo er sich seiner Aufgabe von klimatischen Einflüssen völlig ungehindert widmen kann. Sehen wir unsern Deutschen dabei einmal zu.

Nach einem Aufenthalt von vierzehn Monaten in Ostindien begannen unsere drei Heidenbekehrer zu Ghazipur ihre Arbeit damit, daß sie sich „mit der Predigt des Evangeliums an arme Leute wendeten, welche zum Empfang von Amosen nach ihrem Hause kamen und — deshalb! — keinen Widerspruch befürchten ließen“, auch zu wenig gebildet zu Einwürfen waren, welche, wenn sie nicht gewandt widerlegt worden wären, die Apostel leicht von vornherein um ihr Ansehen beim Volke gebracht haben würden. Später wagte man sich mit

seinen Vorträgen auf wenig besuchte Straßen und Plätze. Endlich „löste der Herr das Band unsrer Zunge,“ erzählt unser Berichterstatter, „und gab uns Muth und Freudigkeit, auch vor großen Volksversammlungen von Hindus und Muhammedanern ein Zeugniß von Christo abzulegen.“ Das aber geschah nach folgender Methode.

„Der Missionär geht früh am Morgen zur Stadt und stellt sich auf einen besuchten Platz, gewöhnlich auf einen Bazar hin, oder er begiebt sich nach einer belebten Straße, wo er immer Leute antrifft, die des Morgens baden oder opfern gehen. Wo möglich wählt er sich eine Straßenecke oder eine kleine Anhöhe, oder er betritt auch eine offene Veranda, damit er die Zuhörer übersehen und von allen recht verstanden werden kann. Darauf nimmt er ein Neues Testament oder einen Psalm oder einen passenden Tractat in der Sprache der Eingebornen und fängt an, daraus vorzulesen, als hätte er schon eine Versammlung vor sich. Kaum hat er damit begonnen, so bleibt von den Vorbeigehenden der eine und der andre stehen. Allmählig sammeln sich die Leute um ihn herum, und bevor er einen kurzen Abschnitt zu Ende gelesen, hat er zwanzig, fünfzig, auch wohl hundert und mehr Zuhörer. Zuweilen aber ereignet es sich, daß alle Leute Gile zu haben scheinen; denn niemand bleibt stehen. Der Missionär aber läßt sich dadurch nicht stören. Er beginnt den Schriftabschnitt oder Tractat aufs Neue vorzutragen, und er kann mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, daß jetzt wenigstens einige vor ihm Halt machen.“ Diesen predigt er dann. „Und siehe, während er zu den Heiden von dem Sündenfall und Sündenelend des Menschen spricht, von seiner Schuld und Hilflosigkeit, von der Thorheit des Götzendienstes, von der Ohnmacht der Götter, uns von der Sünde zu befreien, indem sie selbst Knechte der Sünde waren und die Strafe dafür büßten, und wenn er dann an ihre Erlösungsbedürftigkeit anknüpft und ihnen den Rathschluß Gottes zu unsrer Seligkeit kund thut“ — man sieht, lauter Dogmatik, nicht ein Wort von dem, was das Nächste zu sein scheint, von den ethischen Wahrheiten des Christenthums — „wächst die Zahl der Zuhörer immer mehr.“

Wohlgenährte Brahmanen und arme dürre Tagelöhner sind unter den Neugierigen. Kaufleute treten herzu, um zu vernehmen, was der „Padri“ zu sagen hat. Fakire, schmutzig, halbnaakt, den Leib mit Kuhmistasche beschmiert, auf der Stirn heilige Zeichen von rother, weißer oder gelber Farbe, stolze Muhammedaner, „in deren Gesichtszügen Ismaels Gesinnung ausgedrückt ist“, Bettler und Bagabunden, „die immer Zeit genug haben“, Kinder, die manchmal durch ihr Blaudern stören, nicht selten auch vornehme Eingeborne, auf Pferden, Kameelen oder Elephanten reitend oder im Wagen sitzend, bilden weitere Elemente der bunten Versammlung. Vielen sieht man auf den ersten Blick an, daß von ihnen nicht viel zu hoffen ist. Der Eine ist ein schlauer

Heuchler, der Andre ein bigotter Verehrer irgendeiner greulichen Gottheit mit sechs Köpfen und neun Armen, ein Dritter ein stumpfsinniger Bauer, ein Vierter ein Schriftgelehrter, der nicht um zu hören, sondern um zu disputiren gekommen ist. Manche erklären sich beifällig, wenn ihnen gesagt wird, daß im Herzen allerlei arge Dinge und Gedanken wohnen, oder daß Gangeswasser ihnen wohl den Leib, aber nicht die Seele rein waschen könne, oder daß Götter, welche sich bei einer Feuersbrunst in ihrem Hause nicht einmal selbst retten könnten, noch viel weniger im Stande wären, ihre Anbeter vom ewigen Feuer zu befreien. „Wenn sie aber nachher sehen,“ sagt unser Missionär, „was wir mit unsrer Predigt beabsichtigen, so macht sich bei ihnen allmählig Haß und Feindschaft geltend.“

„Bisweilen sind auch solche zugegen, welche ohne viel darauf zu achten, was der Padi vorträgt, ihn mit den (beiläufig nicht durchaus unverständigen) Worten unterbrechen: „Eure Religion ist gut für Euch, die unsre gut für uns, bleib Du bei der Deinen, wir wollen bei der unsern bleiben. Ein jedes Land hat seinen Glauben, andre Völker, andre Sitten.“ Predigt der Missionär bei einem Feste über den Gott, dem zu Ehren es gefeiert wird, und weist er dann etwa nach, „daß Krischna kein Gott ist, sondern ein Hurer, ein Dieb, ein Zauberer, ein Lügner, ein Säufer und Mörder, der sich zuletzt selbst ermordet hat und im Walde von Vögeln und Schakals gefressen worden ist“, so nimmt man das in der Regel nicht übel, sondern lacht und giebt den Gott preis, meint aber, das Fest sei ein Volksvergnügen, und das Ganze sei einmal so Brauch und Sitte. Häufig wird der Redner auch mit Fragen unterbrochen wie: „Was lehrst Du da? — Was ist die christliche Religion? — Wer war dieser Jesus? — hat er sich, als er lebte, wirklich als Sohn Gottes erwiesen?“ Der Missionär bittet dann die Frager, sich bis zu Ende seines Vortrags zu gedulden, dann werde er Rede stehen, und in diesem Falle schließt sich dann bisweilen an die Predigt eine lange und lebhaftes Disputation. Zwei sehr gewöhnliche Fragen der Hindus sind dann: „Wie ist die Welt entstanden?“ und: „Wie ist die Sünde in sie gekommen?“ wo sie dann von dem Grundsatz ausgehen: „Gott ist die Welt, und die Welt ist Gott. Es giebt keine Sünde; denn Gott wohnt in mir und thut alles.“ Der Muhammedaner dagegen macht häufig Einwendungen gegen die Gottheit Christi und sagt: „Wie kann Gott einen Sohn haben? Wo ist seine Frau?“ Nur selten finden sich solche, welche ihre Zweifel bescheiden vorbringen und sich nähere Erklärung ausbitten. Oft sagen die Hauptopponenten, rasch müde werdend, zu den Umstehenden: „Warum hört ihr denn zu? Geht doch eures Wegs. Die verführen euch nur.“ Doch bleibt man gewöhnlich da, indem man begierig ist, auf wessen Seite sich bei dem Disput der Sieg neigen wird. Ist der Missionar geschickt, so erringt er sich wohl den Beifall, den ein gewandter Klopffechter gewinnt. Bisweilen aber

schreit, wenn der Padri triumphiren zu wollen scheint, plötzlich eine Stimme mitten in den Streit hinein: „Sita Nam kidschai!“ d. h. Ehre sei der Göttin Sita und dem Gotte Nam, und die Gesellschaft fällt ein, klatscht mit den Händen und „macht einen solchen heidnischen Lärm, daß man aufhören muß zu sprechen und genöthigt ist, mit betrübtem Herzen über diese Blindheit davonzugehen.“

Nimmt dagegen die Straßenpredigt einen guten Verlauf, so giebt der Missionär am Schlusse derselben denen, welche lesen können, Tractate oder Abschnitte der Bibel und bittet jeden, der Neigung habe, weiter über das Christenthum mit ihm zu sprechen, nach seiner Wohnung zu kommen. Häufig laufen ihm, wenn er dann geht, noch Leute nach, um ihn um Bücher zu bitten, die sie dann mit einem Salam und einer Verbeugung in Empfang nehmen.

Im Juli 1844 reisten die Missionäre von Ghazipur ihren Bräuten, die ihnen aus Deutschland nachkamen, entgegen, trafen sie auf dem Hugly vor Kalkutta, verheiratheten sich in letzterer Stadt mit ihnen und kehrten dann im November als glückliche Gatten nach Ghazipur zurück, wo sie Ende Januar 1845 wieder eintrafen und bald darauf die Freude hatten, einen neuen Gehilfen aus der Heimath zu begrüßen, der indeß schon nach neun Monaten und ehe er zur Mitarbeit bereit war, dem Klima Indiens erlag.

Die drei Uebrigen setzten ihr Bekehrungswerk fort, aber mit gleich geringem Erfolg wie früher. Ja, als sie, jetzt mehr „mit den Greueln des Heidenthums und dem nachtheiligen Einfluß der Irrlehren bekannt“ geworden, kräftiger auftraten und „die Leute einzusehen anfangen, daß sie mit ihren heidnischen Gewohnheiten brechen, das Vertrauen auf ihre Götter, Heiligen und verdienstlichen Werke, als Wallfahrten, religiöse Waschungen, freiwillige Büßungen, Almosen geben daran geben müßten und allein durch Buße und Glauben der Gnade Gottes, der Vergebung der Sünden und des ewigen Lebens theilhaftig werden könnten, da regte sich die Feindschaft in den Herzen der Eingebornen“ mächtiger als je vorher, und sie schmähten und zankten nicht bloß, sondern stellten auch Versuche an, der Thätigkeit der Padris ein Ziel zu setzen.

Besonders eifrig zeigten sich bei solchen Versuchen die Muhammedaner, die durchaus nicht die Heiligkeit ihres Koran und den Ruhm ihres Propheten geschmälert wissen wollten, und für die „ein Himmel, worin die Seligkeit des Menschen in der Freiheit von der Sünde und in dem Anschauen Gottes besteht, keinen Reiz hatte“. Predigte ihnen der Missionär von Jesus Christus, dem Sohne Gottes, der „auch ihr Heiland sei und sein Leben zu ihrer Erlösung in den Tod dahin gegeben habe“, so riefen sie ihm entgegen: „Zum Ruft baste ho“, d. h. du redest Gotteslästerung. „Als ich,“ erzählt unser Berichterstatter, „mit Bruder D. eines Tages in der Stadt war, und dieser aus einem Tractat vorlas und sich durch die Schimpfreden eines Muhammedaners darin

nicht irre machen ließ, trat letzterer ganz in unsrer Nähe auf eine Erhöhung und begann ebenfalls aus einem Buche zu lesen, wodurch er einen Theil unsrer Zuhörer um sich sammelte. Unter lauten Verhöhnungen der tobenden Menge mußten wir den Platz verlassen.“ — „Das Jahr darauf widerfuhr mir dasselbe, doch nahm die Sache diesmal ein günstiges Ende. Ich stand eines Tages in einer Straße und predigte. Mehre Zuhörer hatten sich bereits um mich gesammelt, als ich bemerkte, daß aus einem nahen Hause ein Muhammedaner mit einem großen Buche unter dem Arme kam, den eine Menge seiner Glaubensgenossen begleitete. Derselbe stellte sich nun nicht weit von mir an die entgegengesetzte Straßenecke hin und fing in der Weise der Missionäre an, aus seinem Buche zu lesen — es schien die Hadis zu sein — und darüber an seine Zuhörer eine Ansprache zu halten. Seine Absicht war offenbar, mich zum Schweigen zu bringen oder mir wenigstens meine Zuhörer abwendig zu machen. Ich aber fuhr fort, zu reden, und seufzte inzwischen zum Herrn, daß er mir Weisheit und Kraft verleihen und alles zum Besten lenken möge. Und siehe, was geschah? Wenn ich auch zu meinem Schmerz bemerkte, daß einige von mir zu ihm hinübergingen, so hatte ich doch die Genugthuung, zu sehen, daß manche wieder zu mir kamen, und schließlich mußte sich der Gegner, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, von seinem Platze viel früher als ich zurückziehen.“

Um solchen und ähnlichen Störungen auf der Straße nicht ferner ausgesetzt zu sein, mietheten sich unsre frommen Freunde, da eine Stelle zur Erbauung einer Kapelle von den Bewohnern der Stadt durchaus nicht zu erlangen war, zwei Predigtplätze. Es waren dies Dukans (Läden), welche aus kurzen Verandas mit einem Kämmerchen zum Verschließen bestanden, und für die man monatlich eine Rupie (20 Sgl.) Miethe zahlte. Hier konnte man ungehindert predigen und disputiren, auch hatte man hier einen Verschluß für seine Bücher, wenn man den Bazar verließ.

Außerdem fuhren die Missionäre fort, gelegentlich auf freien Plätzen, an den Ufern der Flüsse, vor den Hindutempeln, vor Karawanenserais, Gerichtshöfen und wo sonst viele Menschen anzutreffen waren, Vorträge zu halten. „Wenn wir,“ berichtet unsre Quelle, „in den Vorstädten unter den hohen schattigen Tamarinden oder in den Mangowäldchen an den Landstraßen Reisende oder Landleute sahen, die sich meist gruppenweise zu lagern pflegen, so gingen wir auch zu diesen, ließen uns zunächst mit ihnen in ein freundliches Gespräch ein und leiteten dann ihre Gedanken von irdischen zu himmlischen Dingen über, oder wir nahmen ein Buch, lasen daraus vor und fingen an darüber zu sprechen.“ „Gewöhnlich findet man bei solchen Gelegenheiten, weil Brahmanen und Pandits nicht zugegen sind, recht aufmerksame Zuhörer. Manchmal bekam ich den Eindruck, daß von dem Samen des göttlichen Wortes nicht alles auf den Weg, aufs Steinigte und unter die Dornen, sondern vieles auch auf guten Acker

gefallen sei, wenn man vielleicht auch sehr lange auf die Frucht warten muß.“ Besonders empfänglich schienen die Landleute, welche von April bis Juli in die Stadt kamen, um das von ihnen gewonnene Opium an die britische Factorie in Ghazipur abzuliefern, und die sich dann mehre Tage auf der Station der Missionäre aufhielten. Ueber einen „tiefen Eindruck von der Predigt des Evangeliums“ gelangte man aber auch bei ihnen nicht hinaus. Aehnliches meldet unser Heidenbote von den Bettlerschaaren, die sich an einem bestimmten Tage in der Woche im Missionshause einstellten, um Reis, Salz, Dhal und im Winter Wolldecken in Empfang zu nehmen. „Daß wir mit unsern heidnischen Dienstboten Hausandacht hielten, versteht sich von selbst. Manche wollten anfänglich nicht kommen, wenn wir ihnen jedoch sagten, daß sie sich in unsre Hausordnung zu schicken hätten, es aber ihrem Gewissen überlassen bliebe, ob sie Christen werden wollten oder nicht, so fügten sie sich.“

Nächst der Predigt und der Vertheilung von Büchern waren es vorzüglich Schulen, durch welche die Missionäre zu wirken suchten. Man hatte drei Bazar-schulen, die in der offenen Veranda eines Hauses der Marktstraße gehalten wurden, und in welchen man, da Europäer ihrer Gesundheit wegen hier nicht lange verweilen dürfen, durch Kalas, heidnische Lehrer, unterrichten ließ. Letztere müssen die Kinder jeden Tag vom elterlichen Hause zur Schule abholen. Sie sollen nur das lehren, was ihre christlichen Brodherren, die ihnen für ihre Bemühungen monatlich fünf Rupien zahlen, für gut finden: Lesen, wobei man Matthäus, Lukas, das erste Buch Moses und die Psalmen benutzte, Schreiben, Rechnen nach der Weise der Hindus und den Katechismus. Hauptzweck war letzterer: „die Heiden sollten schon in ihrer Jugend mit den Heilswahrheiten bekannt gemacht und die Zahl derer, welche lesen und das gepredigte Wort besser verstehen können, vermehrt werden“. Zwei bis drei Mal die Woche erschienen die Missionäre in der Schule, um sich von dem Stande derselben zu überzeugen, „und da war es recht erfreulich zu bemerken, welche schöne Kenntnisse einige Knaben sich erworben hatten. Sie waren mit der Schöpfungsgeschichte, dem Sündenfall, dem Leben des Heilands, mit seiner Geburt zu Bethlehem, seinen Wunderwerken, der Geschichte seines Todes, Begräbnisses, seiner Auferstehung und Himmelfahrt, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten, vertraut geworden und blieben uns nur wenige Fragen schuldig.“

Aber auch an üblen Erfahrungen fehlte es nicht. Zunächst hatte man seine Noth mit den Kalas, die sich häufig träge zeigten oder gar die Kinder statt in den ihnen vorgeschriebenen christlichen in heidnischen oder muhamedanischen Büchern lesen ließen, „die meist so voll Greuel und Unzucht sind, daß nur verworfene Gemüther dieselben ohne Scham ansehen können“. Ferner schicken die Eltern nicht ungern ihre Kinder zur Schule, weil sie nichts für den

Unterricht zu bezahlen haben, und weil sie recht wohl wissen, daß Lesen, Schreiben und Rechnen seinen Werth hat. Sobald sie aber bemerken, daß christliche Bücher dabei gebraucht und christliche Glaubenssätze eingepreßt werden, schöpfen sie selbstverständlich Verdacht und behalten die Kinder zu Hause, in der Hoffnung, man werde seinen Unterrichtsplan ändern. Geschieht dies nicht, so geben sie bisweilen nach, indem sie meinen, das ihnen Widerwärtige, was den Kindern neben dem von ihnen als nützlich Anerkannten eingepreßt wird, schon wieder ausrotten zu können. Häufiger leeren sich die Schulen in Folge von Gerüchten, welche von Brahmanen und Muhammedanern über sie ausgesprengt werden. „Sie sagen,“ erzählt unser Buch, „die Missionäre wollen die Kinder mit Gewalt zu Christen machen, oder gar, man werde die Kleinen eines Tages ganz unerwartet auf ein Boot bringen und nach England schicken, damit dort aus ihnen Del gepreßt werde. Dadurch verloren wir einst die besten Kinder aus der Bazarsschule, und wir hatten oft nicht einen Einzigen, der lesen konnte, ja wir waren sogar genöthigt, die eine und die andre Schule, bisweilen auch alle, theils weil keine Kinder kamen, theils weil die heidnischen Lehrer nicht gehorchen wollten, auf einige Zeit zu schließen.“

Und wie mit den Bazarsschulen, so ging es unsern Missionären auch mit der Mädchenschule, welche die Frau des einen derselben im Missionshause selbst hielt. Es hält schwer, Mädchen zum Unterricht zu bekommen, da die Hindus es für unnütz halten, daß Frauen etwas lernen. Nur die niedrigste Kaste giebt ihre Kinder dazu her. In unserm Fall war es so eingerichtet, daß eine Frau von den Eingebornen der Gattin des Missionärs zur Seite ging, die Mädchen sammelte und nach der Schule brachte. Vor dem Eintritt in letztere, die in der Veranda des Hauses gehalten wurde, mußten die Kinder sich im Fluß oder am Brunnen baden und ein von der Mission ihnen gereichtes reines Gewand anziehen. Der Unterricht begann mit Gebet und bestand in den Elementargegenständen, weiblichen Handarbeiten, zu denen die Kinder großes Geschick zeigten, vor allem aber in Belehrung über die christliche Religion. Nach Schluß der Schulstunden legten die Mädchen das ihnen geliebene Kleid wieder ab und zogen ihr eignes an. Sie erhielten dafür, daß sie zur Schule kamen, eine kleine Geldsumme. Eine Zeit lang hatte man in der Missionsstation vierundzwanzig Mädchen. Da erhielt man von dem englischen Geistlichen zu Baglipur, der seiner Gesundheit halber heim nach England reisen mußte, im Juli 1846 eine Anzahl Waisenkinder zugesandt, darunter acht Knaben. Sogleich fragten die Kinder aus der Mädchenschule die Lehrerin, wo diese ihre Frauen herbeikommen würden (in Indien heirathet man sehr früh), und als sie die Antwort empfangen, dafür würde gesorgt werden, wenn die Knaben erwachsen wären, liefen augenblicklich drei von den Mädchen davon, da sie meinten, sie sollten diesen Knaben zu Frauen gegeben werden. Kaum hatte sich die Schule einige Tage

darauf wieder etwas gefüllt, so kam ein Missionär von Muzaffirpur in einem Boote zu Besuch, und siehe da, kaum hatten die Mädchen das Fahrzeug gesehen, so liefen die meisten weinend nach Hause, indem sie ausriefen: „Jetzt sollen wir gewiß eingepackt und in die englische Oelmühle fortgeschafft werden.“

Die Missionsschulen sind von großem Einfluß auf das Volk und liefern einen Theil der Christen, welche die Register der Missionäre aufweisen. Die Zahl der getauften Kinder ist zwar noch gering, da der Uebertritt zum Christenthum denselben Verlust ihrer Kaste, Ausstoßung aus ihrer Familie und Enterbung zuzieht; aber manche begeben sich in späteren Jahren in fremde Orte, wo sie niemand kennt, und lassen sich dort taufen. Noch mehr Proselyten gewinnt man durch die Waisenhäuser, die sich auf vielen ostindischen Missionssanstalten befinden. Auch in Ghazipur wurde ein Anfang mit einem solchen gemacht, und das war wohl das Beste, was unsre frommen Herren thun konnten. Theuerung und Hungersnoth führen den Missionären sehr viele Kinder zu, deren Eltern gestorben, und die dann, von ihren erwachsenen Geschwistern oder andern Anverwandten unbarmherzig verstoßen, so lange bettelnd umhergezogen sind, bis die Polizei sie aufgriff und sie auf die Ortswache brachte, von wo sie entweder der nächste englische Geistliche oder ein anderer Engländer abholt und sie vorläufig bei sich aufnimmt, bis er sie einem Missionär übergeben kann. Sind sie noch sehr jung, so werden sie von diesem sofort getauft, sind sie etwas älter, so erhalten sie vorher eine kurze Unterweisung in der Religion. Kinder der Eingebornen, welche sich in den Waisenanstalten befinden, sind daher immer dem Namen nach Christen. Sie nehmen häufig den Namen derer an, welche sie auf ihre Kosten erziehen lassen, erhalten guten Unterricht in allerhand nützlichen Gegenständen und werden meist achtbare Menschen.

Zu beklagen ist nur, daß mit den Mitteln, welche auf die Waisenhäuser verwendet werden, „nicht haushälterischer umgegangen wird“. „Oft haben Missionäre von ein und derselben Gesellschaft, deren Stationen nicht weit von einander liegen, an jedem Orte ein Waisenhaus, während es gerathener wäre, dieselben zusammenzulegen; denn der Missionär oder die Frau, welche eine solche Anstalt mit zwanzig Kindern leitet, könnte recht wohl vierzig und mehr beaufsichtigen.“ Man findet aber Freude daran, sein besondres Institut zu haben, und betrachtet es „gleichsam als Gewächshaus für seltene Pflanzen, die man dann dem christlichen Publikum als Raritäten zeigt“. Auch schwellen diese leicht gewonnenen Christen das Register der Täuflinge, deren viele Missionäre sonst gar keine aufzuweisen haben würden, und verdecken so die Mißerfolge auf andern Gebieten der Thätigkeit derselben vor den Augen der Gesellschaft, welche für ihr schweres Geld doch wenigstens etwas zu haben wünscht.